

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gesele.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 33

Sonntag, den 11. Juli 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 11. Juli: Pius I. Montag, 12. Juli: Joh. Gualbertus.
Dienstag, 13. Juli: Margareta. Mittwoch, 14. Juli: Bonaventura. Donner-
stag, 15. Juli: Heinrich. Freitag, 16. Juli: Maria v. Karmel, Skapulierfest.
Samstag, 17. Juli: Alexius.

Siebter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 7, 15—21.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? So bringt jeglicher gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehaut und ins Feuer geworfen werden. Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.

*

Was hatte die alte Gertrud für eine Freude, als sie hinter ihrem Häuschen in dem kleinen Gärtchen die Saat aufgehen sah, die sie in das wohlbereitete Erdreich hineingelegt hatte. Früh-
salat, Endivie, Römisch-Kohl, Gurken, Karotten und noch so aller-
hand schmackhafte Kleingewächse, wie man sie in der Küche braucht,
alles hatte sie wohl behütet, jeden Abend begossen, von Unkraut
gereinigt und mit ihren Wünschen begleitet. Ja, ja, jetzt, wo
der Krieg noch im Land ist und man für sündhaft teures
Geld das Notwendigste erhandeln muß, da möchte man an den
Pflanzen jeden Tag etwas ziehen und ihr Wachstum beschleunigen,
nur damit man möglichst bald etwas auf dem Herd zum Kochen
hat. Je höher aber die Saat emporschoss und je eifriger die
Gertrud ihre jungen Gemüse kontrollierte, desto kleiner wurde
ihre Hoffnung und desto größer ihre Enttäuschung. Denn
bald stellte es sich heraus, daß der größte Teil der
aufgezogenen Pflanzen Unkrautpflanzen waren, häßliches,
stüppiges Unkraut. Der Händler, bei dem sie die Pflanzen
gekauft hatte, hatte ihr also schlechten Samen für guten gegeben.
Und nun mußte sie sich daran machen, das Unkraut zu ent-
fernen. Das war aber nicht so leicht, denn das Unkraut hatte
sich schon breit gemacht und seine Wurzeln um die zarten
Pflänzchen geschlungen. Ganz vorsichtig mußte sie dabei zu Werke
gehen, sonst war alles verdorben. Aber es gelang ihr, und nun
freut sie sich dessen, was sie geschafft hat, und sieht ihr Werk
wachsen und reifen.

Ist nicht auch mit dem Unkraut unter den Menschen so,
mit den falschen Propheten, wie sie das heutige Evangelium schil-
dert? Ich denke da nicht so sehr an die Irrelehrer und Sel-
tnerer, die öffentlich vor aller Welt ihre Lehren verkünden, son-
dern an jene Sorte, die es feiner anstellen, die unter dem Schein
von Frömmigkeit und Wohlwollen und Rechtgläubigkeit Ansichten,
Belehrungen und Unterweisungen geben, die das Kleid der Wahr-
heit tragen, aber in ihren Folgerungen der kirchlichen Lehre
und Praxis entgegenlaufen und eine Gefahr für Religion und Sitte
bilden. Zum Beispiel: „Ich verstehe nicht, wie es jemand über
sich bringt, jeden Tag zur Kommunion zu gehen; ich habe eine
viel zu hohe Ehrfurcht vor diesem Sakrament und möchte daselbe
nicht entweihen.“ — So habe ich vor einigen Wochen in einer
katholischen Zeitschrift als Ansicht eines katholischen Mannes ge-
lesen, dessen Leben dort geschildert war und dessen Ansicht über
den häufigen Sakramentenempfang als Kennzeichen seiner streng
gläubigen und frommen Gesinnung hervorgehoben wurde. Die
Schriftleitung dieser Zeitschrift war sich offenbar nicht bewußt,
was für einen schlechten Dienst sie damit der katholischen Sache
leistete. Wenn der hl. Vater den häufigen Sakramentenempfang
empfiehlt und ausdrücklich dabei erklärt, die häufige Kommunion
sei nicht als Belohnung für vollkommene Seelen gedacht, sondern
für alle Christen berechnet und allen anzuzurufen, dann darf
doch niemand mehr die gegenteilige Ansicht lehren, die man auch
sonst in katholischen Kreisen zu hören bekommt, und die den
jansenistischen häretischen Geist des 17. Jahrhunderts über die
häufige Kommunion wiedergibt und geeignet ist, ihre guten Wir-

kungen zu hintertreiben, die sich Papst Pius X. davon versprach.
Was sind das anders, als falsche Propheten, vor denen der Hei-
land warnt.

„Es ist nicht so schlimm, wie es die Geistlichen machen. Was
verstehen die denn von den Forderungen der modernen Zeit. Sollten
denn unsere Mädchen und Frauen die unschönen Kleider der Zeit
vor achtzig Jahren tragen? Man soll nicht gar so engherzig sein.“
Das ist wieder so ein falsches Prophetenwort, gesprochen von
Leuten, die ganz gut katholisch sein wollen, aber gedankenlos jede
Mode mitmachen, und sei sie auch noch so gewagt. Für sie ist
oberstes Gesetz und Richtschnur in Sachen der Kleidung der Ge-
schmack ihrer Schneiderin, die Ansicht der Modezeitung. Alle an-
deren Faktoren scheiden hier vollständig aus. Wenn die Priester
auf der Kanzel und im Beichtstuhl dagegen auftreten, dann tun
sie nur ihre Pflicht und handeln überdies im Auftrag ihrer
Bischöfe, die vor einigen Jahren in einem eigenen Hirtenbrief
über die unanständige Kleidung der Frauen sich ausgesprochen
haben. Das Schlagwort von den modernen Forderungen der Neu-
zeit betört immer wieder die weibliche Welt und macht sie blind
gegen Belehrung und Zuspruch. Es will ja niemand sich den Vor-
wurf zuschieben, er sei rückständig, altmodisch gekleidet. Daß es
wohl möglich ist, Wohlstandigkeit mit höchster Eleganz zu ver-
binden, will man nicht einsehen. Und daß es Sünde, schwere
Sünde ist, in seiner Kleidung eine gewisse Sinnlichkeit zur Schau
zu tragen und dadurch dem Nächsten Anlaß zur Sinnlichkeit zu
geben, daran will man nicht denken. Es muß auf jeden jungen
Mann, der sich noch Sinn für weibliche Zucht und Sittsamkeit
bewahrt hat, im höchsten Grad abstoßend wirken, wenn er eine
Dame sieht, die seinen Vorstellungen von weiblicher Würde und
Selbstachtung so wenig entspricht. Wenn unsere Männer mit der
Beurteilung dieser schweren Auswüchse nicht zurückhielten, son-
dern etwas deutlicher merken ließen, wie solche gewissenlose
Frauen in ihrer Achtung sünden und was sie von dem falschen
Prophetenwort „moderne Kleidung“ hielten, dann wäre bald chris-
tliche Zucht und Ehrbarkeit in der Frauenkleidung wieder zuhause.

„Der Staat hat einen breiten Rücken, der spürt das nicht“,
nämlich die Ungerechtigkeit in Handel und Wandel mit dem Fis-
kus, die Unredlichkeiten, Betrügereien und Unobehaltenheiten in staat-
lichen Betrieben, deren sich Arbeiter und Beamte schuldig machen.
Wieder so ein falsches Prophetenwort, um sein Gewissen zu be-
ruhigen, wenn es sich regt und Widerspruch erhebt gegen die
Sünde im siebten Gebot. Wenn ein Privatmann geschädigt wird,
fühlt man allenfalls noch das Ungerechte und Sündhafte. Der
Staat jedoch gilt als die Nährmutter aller Untertanen, sein Eigen-
tum als allen gemeinsam, an dem jeder sein Teil nehmen dürfe.
Ist diese Ansicht nicht in weiten Kreisen vorherrschend? Und doch
ist sie falsch. Auch das staatliche Eigentum ist genau so wie das
Privateigentum zu achten und zu ehren. Jeder ungerechte Eingriff
in dasselbe ist Sünde und verpflichtet überdies zur Wiedererstat-
tung des ungerechten Gutes, Gewinnes, des zugefügten Schadens.
Die Sünde ist umso größer, wenn Beamte, Verwalter, Aufseher
in staatlichen Betrieben durch ihre Unredlichkeit ihre Untergebenen
geradezu ermuntern, ebenso zu handeln. Der gewöhnliche Arbeiter
sagt sich dann: Wo die Herren im großen stehen, da darf ich
ebenfalls dafür sorgen, daß auch für mich etwas abfällt.

Ähnlich ist in manchen anderen Fällen das ernste Wort des
Heilandes wohl zu beachten: Hütet euch vor den falschen Propheten,
die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende
Wölfe sind. Je heimlicher, stiller sie ihre Tätigkeit entfalten,
je mehr sie sich mit ihren Ansichten und Lehren an das gewöhn-
liche Volk wenden, desto gefährlicher ist ihre Wirksamkeit. Jetzt
verstehen wir auch den heiligen Born, den unsern Heiland ergriß,
so oft er auf die alles zerschneidende Wühlarbeit der Pharisäer zu
sprechen kam. Wie mag es ihn geschmerzt haben, als er sah, wie
das auserwählte Volk den Verführungen der jüdischen Sekten,
namentlich der Pharisäer, anheimfiel, dieser falschen Propheten,
die unter dem Mantel besonderer Heiligkeit und Gerechtigkeit das
Volk dem wahren Jehovadienst und den Forderungen des Gesetzes
entfremdete und es mit allerhand Werken der Neuzerlichkeit be-
lastete, die die Gesetzesfüllung immer mehr erschwerte und ver-
leibete. Was die Pharisäer taten, war Verbrechen an der Seele
des Volkes, Diebstahl am Heiligtum der Religion. Statt des dürst-
löschenden, reinen, klaren Wassers erhielt das dürstende Volk
trübes, schlammiges Wasser, statt des schmackhaften, kräftigen,
heimatlichen gewohnten Brotes vermodertes, mit giftigen Bestand-
teilen durchsetztes Brot, wonach das hungrige Volk zwar gierig
griff, das aber Uebelkeit und schwere Krankheit im Gefolge hatte.
So kam es, daß das israelitische Volk, als Jesus, das wahre

Himmelsbrot erschien, keinen Geschmack an ihm fand, ihn verwarf und in den Tod trat, und Gottes Zorn auf sich zog.

Es gibt ein untrügliches Mittel, solche falsche Propheten zu erkennen. Das Evangelium, oder der Heiland selbst gibt das Mittel an: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Eine neue Lehre, eine bisher nicht gekannte Ansicht oder Gewohnheit mag auf den ersten Augenblick auf ihre Güte und Brauchbarkeit nicht zu erkennen sein. Allein auf die Dauer wird sich das herausstellen. Wenn Gutes daraus entsteht, wenn die Leute dadurch besser, frömmere, sittlichere, arbeitssamer, verständiger werden, dann kann man dem Neuen vertrauen. Führt es aber von Gott ab, wird der Charakter der Leute verdorben, dann ist das Urteil gesprochen: dann ist ein falscher Prophet, ein Wolf in Schafskleidern in der Gemeinde, in der Familie. Und dann ist das weitere Wort Jesu zu befolgen: Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden. Je schneller, je energischer das geschieht, desto mehr wird erreicht, desto eher das Böse unschädlich gemacht.

Bpa.

Die Aue-Blocke

Des Tages Bote kommt heran
Und streut auf Berg und Tal sein Licht;
Und dreimal schlägt das Glöckchen an,
Es horcht das Kind, und fromm es spricht:
„Ave Maria!“

Der glähe Mittag geht durchs Feld,
Und dreimal schlägt das Glöckchen an;
Der Schnitter lauscht, die Sichel fällt
Ihm aus der Hand, es spricht der Mann:
„Ave Maria!“

Der Abend steigt aus fernem Grund,
Nimmt ab die Last dem müden Greis,
Und dreimal tut das Glöckchen kund
Der Jungfrau Lob, da fleht er leis:
„Ave Maria!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des siebten Sonntags nach Pfingsten.

„Gut ist's dem Manne, wenn er getragen das Joch des Herrn von Jugend auf!“ ruft von den rauchenden Trümmern Jerusalems her der große Seher Jeremias uns zu. Was damit vom einzelnen Menschen gesagt ist, gilt auch von Völkern und Nationen. Hätte Juda und Jerusalem das Joch des Herrn stets willig getragen, dann wäre das Land und die hl. Stadt nicht der bedauernswerten Raub fremder Mächte geworden. Es bleibt eben auch ein anderes Wort der Schrift ewig wahr: „Die Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde macht elend die Völker!“ (Sprichw. 14, 34.) Das bewahrheitete sich am auserwählten Volke, das bewahrheitete sich an jeder anderen Nation. Was wir in diesem gewaltigen Ringen um unser Sein und Wesen an Großem, Edlem und Unüberwindlichem einzusehen haben, das verdankt wir unserer Gerechtigkeit vor Gott, der Beobachtung des göttlichen Gesetzes; während alles, was die Sünde bei uns gebar, jählings zusammenbrach. Ein Volk, das treu an seinem Gott hängt, das die ewig geltenden Gesetze des Herrn des Himmels und der Erde zur Richtschnur all seines Handelns nimmt, bleibt gesund an Leib und Seele, wird größer und größer, und selbst gegen mächtige Feinde unbeflegbar. Vor allem aber wohnt das Glück in seinen Gauen, und einst jubeln seine Söhne und Töchter in ewiger Verkürung vor dem Throne des Allerhöchsten. Das sind die Gedanken, die die Wechselgesänge aus der Messe des siebten Sonntags nach Pfingsten in uns wachrufen.

Im Introitus fordert der Psalmist die Völker auf, dem Könige aller Könige zu huldigen: „Klatschet mit Händen, alle Völker jubelt Gott zu mit Freudenschall! Denn der Herr, der Allerhöchste ist ehrfurchtgebietend: ein großer König über die ganze Erde. Ehre sei dem Vater usw. Klatschet mit Händen usw.“ Der Orientale liebt die geräuschvolle Huldigung. Aber auch bei uns geht die Begeisterung so hoch, daß wir mit Jubelrufen und Händeklappen unseren Herrscher begrüßen, wenn er durch unsere Straßen zieht. Wenn ein Volk in wirklicher Begeisterung so seinen König empfängt, dann liegt in dieser Huldigung nicht nur der Ausdruck des Vertrauens und der Liebe, man erklärt sich nicht nur für den Herrscher, man gibt durch seinen Jubel auch zu erkennen, daß man sich glücklich fühlt unter des Fürsten milder Hand, daß man seine Maßnahmen freudig anerkennt, daß man sie befolgen will, ja, daß man sein Alles einsetzt, wenn der König für seine und seines Volkes Ehre unter die Waffen ruft. Gerade so sollen die Völker dem ewigen Könige huldigen. Kein König hat ja für sein Volk das getan, was Gott den Nationen der Erde getan hat in Erschaffung, Erlösung und Heiligung. Mit seinen Gesetzen will er nur der Völker Bestes, und eine tausendjährige Erfahrung hat bewiesen, daß des Allgerechten Satzungen die Kraft in sich haben, die Menschheit wahrhaft groß, stark und glücklich zu machen. Deshalb schon sollten die Völker auch ihrem großen Gotte mit Freude, in Demut huldigen, er ist ja „ehrfurchtgebietend und ein großer König über die ganze

Erde“. Und du, lieber Leser, solltest mit dieser Huldigung vor Gott auch als Volksbestandteil ernst machen, du solltest aber auch, soweit du kannst, durch Gebet und Arbeit dahinstreben, daß unser Volk immer mehr in seiner Allgemeinheit den wahren Gott anerkennt, seine Gebote hält und dadurch an Glück und Stärke gewinnt Tag für Tag.

Nachdem St. Paulus in der Epistel gezeigt, wie die Sünde den Tod gebiert — für den einzelnen wie für die Gesamtheit — ruft das Graduale der Menschheit zu: „Kommt, ihr Kinder, höret mich, die Furcht des Herrn will ich euch lehren; tretet hinzu ihm, so werdet ihr erleuchtet, und euer Angesicht wird nicht beschämt werden.“ — Wenn ein Volk auf des Herrn Stimme hört, will er ihm freudig Lehrmeister sein, selbst wenn es, von ihm abgefallen, in Reue und Hoffen heimkehrt. Er will es seine Furcht lehren, aus der dann zwei herrliche Früchte erwachsen: Licht und Kraft. „Ihr werdet erleuchtet werden!“ Ihr, die Fürsten des Volkes, daß ihr durch treffliche Erlasse und Gesetze des Landes Wohlfahrt fördern könnt; Ihr Völker, daß ihr einseht, wie Einigkeit und Untertänigkeit die Grundlagen aller vaterländischen Tüchtigkeit sind, daß ihr lernt irdisches Ringen und himmlisches Streben miteinander zu verbinden. „Dann wird euer Antlitz nicht beschämt werden“, dann wird es euch ergehen, wie dem Volke Israel in den Tagen Davids und Salomons. Die fremden Könige bewundern euren Herrscher, und die fremden Völker fühlen sich gesichert in eurer Bundesgenossenschaft; es wird an euch wahr: „Die Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde macht elend die Völker!“ „Alleluja, Alleluja! Klatschet mit Händen, alle Völker, jubelt Gott zu mit Freudenschall! Alleluja.“ — Diese Worte des Allelujaverses, die schon im Introitus an unser Ohr erklangen, erhielten durch das Graduale schon ihre volle Begründung. O, daß doch unser Volk, das deutsche Volk, wieder ganz vor den „Herrn hintreten“ würde — der Gewinn an Licht und Kraft wäre unermesslich!

An eine der glänzendsten Huldigungen Israels unter dem weisen Salomon erinnert das Offertorium: „Wie wenn wir Widder und Stiere und Tausende von fetten Schafen zum Brandopfer brächten: also laß die heute unser Opfer vor deinem Angesichte gefallen; denn die auf dich vertrauen, werden nicht zu Schanden, o Herr!“ — Vor dem hl. Felte in der Levitenstadt Gabaon im Stamme Benjamin fand die eben erwähnte Huldigung statt. Als der König Salomon dem Herrn so reich geopfert hatte, erschien ihm und versprach ihm, alles zu gewähren, was er für die Wohlfahrt seines Reiches erbitte. In der christlichen Kirche wird täglich an Tausenden von Orten dem Herrn gehuldigt, nicht mit Tierblut, sondern durch dessen eingeborenen Sohn, der unter den Gestirnen von Brot und Wein geopfert wird. Und wenn der Herr auch nicht zu großer Versprechung fähig erscheint, so wissen wir doch und werden in unserem Vertrauen nicht zu Schanden, daß Gott, der Vater, ob dieses ungleich herrlicheren und wertvolleren Opfers uns gnädig, unserm Volke nahe ist in Gnade und Erbarmen. Wenn sich ein Königssohn an die Spitze einer Stadt stellt, die durch Aufruhr die Ungnade des Fürsten auf sich gezogen und die Neuen an den Thron des Vaters zurückführt, dann muß er ihr wohl verzeihen, besonders, wenn der Sohn sein Liebling ist. So wird täglich in unserem Lande an vielen, vielen Orten dem Allerhöchsten in der Person seines vielgeliebten Sohnes gehuldigt, und je mehr das Volk an dieser Huldigung Anteil nimmt, desto mehr wird der Herr auch uns erhören und erheben gleich dem auserwählten Volke. Bei uns gilt ja der Tag des Herrn, der Sonntag, noch etwas. Daß doch nach dem Kriege vor allem die Männerwelt an diesem Tage sich wieder in ihrer Gesamtheit vor Gott versammelte zum Wohle auch des geliebten Vaterlandes! Das wäre eine herrliche Huldigung, ein segensreiches Niederbeugen vor dem Könige aller Welt. Und wenn dann diese Huldigung noch durch die öftere hl. Kommunion besiegelt würde, dann müßte der Ruf des Kommunionsverses doch wohl Erhörung finden: „Neige dein Ohr, eile mich zu retten!“ Ja, dann wird sich der Herr zu uns neigen, eilen, uns zu retten, wenn wir unsere Aufgabe als Staatsbürger dadurch veredeln und heiligen, daß wir vor Gott ganz unsere Pflicht erfüllen. Es würde sich dann zum Segen unseres Landes bewahrheiten, was einst Leo XIII. in herrlicher Ausführung bewiesen, daß die echt christlich gesinnten Männer die besten Bürger, die sichersten Stützen des Staates und jedes Gemeinwesens sind. Es ist ja einleuchtend, je mehr ein Bürger Gottes Satzung zur Richtschnur auch seines politischen Lebens macht, desto mehr wird er seiner Stellung im Staate gerecht; je mehr die Zahl solcher Bürger zunimmt, desto mehr wird der Staat an Kraft und Bestand gewinnen; je mehr aber ein Staat sich vor Gott verantworten fühlt, Gottes Gebot als Staat erfüllt und zur Erfüllung die Wege bahnt, desto gesicherter wird sein Bestehen sein, desto mehr wird er innerem Umsturz und äußerer Anfeindung gewachsen sein; denn er darf mit Vertrauen rufen: „Neige dein Ohr und eile, mich zu retten!“

„O neige dein Ohr zu uns, o Herr, eile uns zu retten, jetzt in wilder, drohender Kriegszeit und dann in äußerlich ruhiger, aber innerlich vielleicht noch drangvollerer Zeit! Gib, daß das deutsche Volk stets mehr deine Herrschaft anerkennt und so seine Herrschaft, als eine Herrschaft in Recht und Gerechtigkeit, gesichert sei — zu deiner Ehre, zum Wohle seiner Kinder!“

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Bonaventura — der seraphische Lehrer

(14. Juli.)

Auf ihm ruht der Geist der Wissenschaft und Frömmigkeit. (St. 11, 2.)

Nicht lange vor seinem Hinscheiden kam St. Franziskus nach Bagnoarea, wo die frommen Geleute Johannes Fidanza und Maria Ritella in qualvoller Not den Heiligen um Hilfe angingen. Ihr vierjähriges Söhnlein lag in schwerer Todesnot — und es war doch ihr Stolz und ihre Freude! Der große Arme von Assisi sollte helfen. Er nahm den Kleinen auf seinen Arm und gab ihm gesegnet und geheilt der glücklichen Mutter zurück mit dem Ausrufe: O buona ventura! (O glückliches Begegnis). Von da ab hieß der kleine Johannes Bonaventura. So führt die Legende den größten Lehrer des Franziskanerordens mit dessen heiligem Stifter zusammen. Wenn wir hier auch nur eine sinnige Sage haben, sicherlich ist der kleine Fidanza auf des hl. Franziskus Fürbitte auffallend schnell von einer schweren Krankheit geheilt worden — er berichtet es selbst — und sicherlich ist er früh durch die gottesfürchtigen Eltern in den Kreis der franziskanischen Bewegung hineingekommen, so daß es kein Wunder nimmt, wenn der an Leib und Seele reich bedachte Jüngling mit zweiundzwanzig Jahren das Ordenskleid der Franziskaner nahm; es war im Jahre 1243.

Nach gründlicher Einführung ins Ordensleben studierte er erst in Orvieto, dann in Paris, wo er den großen Alexander von Hales, den bedeutendsten Theologen seiner Zeit zum Lehrer hatte. Dieser pflegte von seinem Schüler zu sagen: „In ihm hat Adam nicht gesündigt!“ Wegen der hervorragenden Talente und seiner lebenswürdigen Tugend war Bonaventura der Liebling aller und mit vierundzwanzig Jahren schon der Lehrer seiner Brüder. Der Beifall, den seine Vorlesungen im Kloster fanden, bewirkte, daß man ihn an die Universität berief. So trat er in den Dienst einer Lehranstalt, die damals ihresgleichen nicht hatte. Seine Stellung wurde immer angesehenener und segensreicher, bis er zugleich mit seinem hl. Freunde Thomas von Aquin zum Doktor der Theologie und endgiltig zum Lehrer der berühmten Hochschule bestellt wurde. Seine Lehrtätigkeit fand sich herrlich belohnt in dem ungeheuren Beifalle, womit sich zahlreich die Schüler um ihn sammelten. „Er ist hinreichend in der Lehre, vor allem in der Predigt!“ schreibt ein Zeitgenosse. Seine geistvollen Züge, seine melodische Stimme, die hinreißenden Gedanken, voll Salbung und Klarheit, gekleidet in eine anschauliche, dabei doch bündige Sprache zogen Hunderte von Schülern aus dem Welt- und Ordensklarus an seinen Lehrstuhl. Dazu kam seine schriftstellerische Tätigkeit, die eine Reihe dickleibiger Bände geliefert, Werke, die den Heiligen für immer unter die größten theologischen Autoren stellten. Doch lange sollte er der stillen, gottgeweihten Gelehrten-tätigkeit nicht leben; das Ordenskapitel wählte ihn 1257 zum General des ganzen Franziskanerordens. Was Bonaventura als oberste Leiter des damals schon weit verbreiteten Ordens geleistet hat, trug ihm den Titel des „zweiten Stifters des Ordens“ ein. Durch Bruder Elias hatte die Bucht, gerade in dem Augenblicke, in der Beobachtung der völligen Armut gelitten; Bonaventura begeisterte durch die Macht seiner liebenswürdigen Persönlichkeit alle wieder für des hl. Vaters teures Erbe. Die Organisation, die einem großen Orden Halt und Bestand gibt, wurde vom Heiligen weiter ausgebaut und fast vollendet; die Feier des Gottesdienstes suchte er erhebender zu gestalten; für den Samstag schrieb er eine Messe zu Ehren der Gottesmutter vor. Dann ordnete er an, daß alle Brüder des Samstags beim Glockenschlag zur Zeit der Komplet die Himmelskönigin mit dem „Ave Maria!“ begrüßen sollten. Vor allem hob er die Studien im Orden und zwar im Sinne des Stifters; sie sollten so betrieben werden, daß sie den Geist des Gebetes nicht ersticken, sondern mit des Wissens heiliger Flamme auch die echte Gottesliebe nähren. Er selbst bezeichnete ja seinem Freunde Thomas als Hauptquelle seines reichen Wissens das Bild des Kreuzigten. So verwaltete er das Generalat bis einige Wochen vor seinem Tode.

Schon 1265 hatte ihn Clemens IV. zum Erzbischof von York ernannt; doch die demütige Bitte, eine solche Bürde seinen Schultern nicht aufzuladen, wurde erhört. Als nach Tode dieses Papstes die Kardinäle sich lange nicht auf eine geeignete Persönlichkeit einigen konnten, lenkte der Heilige ihre Aufmerksamkeit auf den ausgezeichneten Theobald Bisconti, der dann als Gregor X. höchst segensreich wirkte. Er ernannte Bonaventura zum Kardinal, zum Erzbischof von Albano bei Rom und zum Vorsitzenden der zweiten Kirchenversammlung zu Lyon (1274), die eben berufen war. Hier hatte er ganz außerordentliche Erfolge bei der Arbeit an der Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen, aber auch soviel der Anstrengung, daß er ihr erlag in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1274. Der hl. Vater hatte ihn selbst versehen, er befahl auch allen Priestern der Welt, für den Verschiedenen eine hl. Messe zu lesen. Dem Heiligen wurde eine Leichenfeier gehalten, wie sie die Welt selten gesehen. 1482 wurde er heilig gesprochen; 1587 unter die sechs großen lateinischen Kirchenlehrer aufgenommen.

Bonaventura war ein großer Gelehrter, aber ein noch größerer Heiliger. Ein berühmter Geistesmann empfahl ihn vor allem zum Studium, weil er den Geist bilde, aber in gleicher Weise auch das Herz veredle, weil er gelehrt und fromm mache. Des Heiligen Wissen kam oben von Gott und strebte zu Gott zurück.

darum erbante und bildete die Menschen, verherrlichte aber auch Gott; so schuf er wahre Werte für Zeit und Ewigkeit: So soll es eben sein! Wenn doch auch unsere Schulen dieses anstrebten! Der Gewinn für Schüler und Lehrer wäre ein beglückender und dauernder.

*

Es gibt nur eine Wissenschaft, von der das wahre Leben ausgeht in Zeit und Ewigkeit; die Wissenschaft von dem Heile der Menschen in Gott. (Birnabli.)

P. S. B., O. F. M.

Mehr Wahrheit über die Freimaurerei

Seit Italien uns die Treue brach, dringt in immer weitere Kreise die Ueberzeugung, daß die romanische Freimaurerei die schlimmsten Feinde Deutschlands unterstützt hat und daß überhaupt ihr ganzes Wesen kulturfeindlich ist. In der Juni-Nummer der Süddeutschen Monatshefte veröffentlicht M. Kennert in einem Aufsatz: Die Freimaurer in Italien darüber sehr bemerkenswerte Beobachtungen und Feststellungen. Zu diesen Feststellungen gehört u. a. auch jene, daß die deutsche Wissenschaft sich bisher noch nicht genügend mit der Freimaurerei beschäftigt hat. Kennert sagt:

Die deutsche Wissenschaft hat sich mit allem beschäftigt, was zwischen Himmel und Erde ist, die nach den Gesetzbüchern und Sitten der Akkader und Sumerier forscht, über die Ursachen zur Größe und zum Verfall Roms nicht zur Ruhe kommen kann, hat sich noch nie ernstlich mit der Freimaurerei beschäftigt, obgleich diese eine so bedeutende Rolle hinter der Geschichte spielt. Vielen, denen es an politischem Verständnis fehlt, ist die Freimaurerei Hekuba, anderen, leider auch sehr vielen, ein Gegenstand des Unbehagens und der Furcht. Ein Staat im Staate, vor dem die Forschung, das freie Wort, plötzlich Halt macht.

Kennert erwähnt dann das Mundschreiben der Mailändischen Loge vom 20. September 1914 und sagt dazu: Selbstsamerweise wurde das Dokument in der deutschen Presse nicht erwähnt. (Das trifft auf die Zentrumspresse jedenfalls nicht zu.) Besondere Beachtung verdienen aber verschiedene von Kennert hier mitgeteilte Berichte über die Tätigkeit der italienischen Freimaurer, besonders weil er auf deren Beziehungen zu England mit einer Schärfe hinweist, die ganz auffallend ist. Er sagt:

Die englischen Logen haben den Brüdern ein besonderes Geistesgepräge aufgedrückt, das der Philosoph Benedetto Croce in einer seiner Schriften scharf analysiert. Er kommt zu dem Schluß, daß die Freimaurer unserer Zeit die verwickeltesten Probleme einseitig lösen, keine Unponderabilien kennen, sozusagen mit groben Instrumenten an die feinsten Aufgaben gehen. Der tiefste Grund der Feindseligkeit gegen Deutschland als Staatsgebilde liegt in der Verschiedenheit des Ideals, das der freimaurerischen Institution zur Lebensgestaltung vorschwebt. Leitende Freimaurer sagen es in Privatgesprächen, die Redner der weisen Logen in ihren Versammlungen, daß die Bekämpfung des Opfergeistes ihr leitendes Prinzip sei, darum ihre Feindschaft in erster Linie gegen das Christentum, in zweiter gegen das nationale Heer. Die Opferbereitschaft des Volksheroes wird barbarischer Militarismus genannt; Missionare werden als Schwachköpfe, opferfreudige Idealisten als Fanatiker bezeichnet. Es soll eine Menschheit vorbereitet werden, die den Opfersinn nicht mehr kennt.

Die Weltanschauung der italienischen Freimaurer entspricht den Idealen gewisser englischer Kreise: Man hat oft den Eindruck, daß sie auswendig gelernte Lektionen hersagen. Wer hatte sie diktiert? Nicht die Götter Indiens; nicht einmal den Saum ihres Gewandes hatten die Sprecher erblickt. Im Hintergrunde sah man mit den geistigen Augen die Finanzwelt, den Kaufmann Spencers, die Krämer und Lords, neue Karthager, denen jedes Mittel gut genug war, um ihrem Geiste auf Erden zur Herrschaft zu verhelfen. „Put down enthusiasm“, sagt im Roman Robert Elsmere, einer der mächtigen Lords. Das ist noch einfacher als Meiches Theorie, der unsere Feinde den Niedergang Deutschlands zuschreiben, und führt schneller zum erträumten Zukunftsland: Eine obere Schicht genießender Gewaltmenschen, darunter eine breite Sklavenmasse. So wie es in England zu werden drohte. Nun wird ja dieser Krieg entscheiden, ob Ideale stärker sind als Krämergeist und Genußsucht, ob die Menschheit ohne Opfergeist bestehen und zur Höhe streben kann.

Der wahre Götz der Freimaurerei ist der Mammon. Europa, Asien, Afrika trieben von Blut, und in den Geheimlogen zu London sitzen die Geldmenschen lächelnd, rechnen, rechnen, lächeln sich an und gehen dann heiter zu ihren Vergnügungen. Keine orphischen, keine elcusinischen Mysterien, keine Philosophie der alten oder neuen Zeit steckt in unserer Zeit hinter dem Geheimnis, nur Mammon, in Gestalt der englischen und französischen Finanzwelt, von Lügen eingehüllt, und in einer Seltennisse das Ueberbleibsel eines kanaanitischen Kultes aus der grauen Urzeit. So lange es Menschen mit gemeinen und grausamen Instinkten gibt, wird dieser Götz Anbeter haben; wir können nicht verhindern, daß sie sich in schwarzen Logen zusammensinden; in unserer Nacht liegt es nur, sie zu den Verbrechern zu rechnen und danach zu behandeln.

Was die Freimaurerei in ihrem Kampfe gegen Deutsch-

land eigentlich bekämpft, ist das Christentum und soziale Gerechtigkeit: Mit Deutschland wird der Rivale und auch das Christentum, die soziale Gerechtigkeit, der Menschheitsgedanke, die Arbeiterschaft niedergedrückt. . . die Pfefferfäcke können dann weiter auf Erden herrschen.

Mit Befriedigung darf man konstatieren, daß die Erkenntnis von der Gefährlichkeit der Freimaurerei in immer weitere Kreise dringt. Hauptsächlich steht nach dem Kriege die katholische und Zentrumsprelle nicht wieder allein da in ihrem Streben nach Klarstellung des Problems der Freimaurerei.

Vor Sünde bewahrt

Nach einer wahren Begebenheit. Von E. v. G.

Ich war siebzehn Jahre alt und die Älteste von zehn Geschwistern. Wir alle gediehen in der kräftigen Luft der nordwestdeutschen Ebene prächtig. Mein Vater hatte von einem Nachbar, Herrn Soeren, einen kleinen Hof gepachtet. Dieser Herr Soeren war der reichste Mann in der Gemeinde, hatte viel Grundbesitz, der in musterhafter Ordnung war. Er hatte nur ein Kind, einen Sohn namens Heinrich, der allgemein für einen häßlichen und verständigen jungen Mann galt und nicht halb so geldstolz war, wie sein Vater.

Eines Tages kam Herr Soeren, der uns viel Wohlwollen erzeigte, zu meinen Eltern und sagte, daß bei einer ihm verwandten Witwe, Frau Dasse, Besizerin des Kruges zum goldenen Löwen, eine Stelle für ein wohlgezogenes Mädchen zur Unterstützung der Hausfrau offen sei. Da es nun meinem Vater schwer genug fiel, seine große Familie zu ernähren, so war er wohl zuriefen, mich unterzubringen und nahm das Anerbieten an.

Dies war allerdings nicht der einzige Grund für ihn, mich fortzuschicken. Der junge Heinrich Soeren liebte mich und ich erwiderte seine Neigung aufrichtig. Der alte Soeren aber wollte von einer Heirat mit der armen Bäckerstochter nichts wissen und auch meine Eltern besaßen Selbstgefühl genug, um unter solchen Umständen meine Wahl zu mißbilligen. Es half nichts; unter vielen Tränen mußte ich Heinrich den Ring zurückgeben, wir aber schwuren uns ewige Treue.

Bald war ich in meinem neuen Wirkungskreise angelangt und es gefiel mir dort, aufrichtig gesagt, ganz gut. Die Wirtschaft war in sauberster Ordnung und es verkehrten und logierten dort viele Fremde, immer aber nur solche besseren Standes, unter anderem auch vornehme Herren, wenn sie in der nähen Umgegend dem Waidmannsbürggen oblagen. Und alle waren mit Frau Dasse und ihrer Verpflegung außerordentlich zufrieden. Frau Dasse war eine hohe, magere Frau von vornehmen Mäßen, mit einem kalten und strengen Blick, der unwillkürlich Respekt einflößte.

Ihre Geschichte, die uns Herr Soeren im Vertrauen mitgeteilt hatte, war traurig und merkwürdig zugleich. Sie war die Tochter eines Krugwirts und hatte einen reichen Landwirt geheiratet. Ihr Mann starb früh und hinterließ ihr eine einzige Tochter. Inzwischen blieb sie auf dem Gute, dessen Verwaltung sie selbst leitete; es ging ihr gut und ihr Wohlstand mehrte sich mit jedem Jahre. Die Tochter wuchs auf, wurde ein schönes Mädchen und war der Mutter Stolz und Freude. Allein in der Folge sah sie sich in ein Verlöbniß mit dem Sohne eines Edelmannes verwickelt, der sie entführte, ohne die Erlaubnis seiner Eltern oder der Mutter des Mädchens zur Verbindung erhalten zu haben.

Das Mädchen blieb verschollen. Frau Dasse veräußerte, von Gram gebeugt, ihr Eigentum, zog fort aus jener Gegend und kaufte sich den Goldenen Löwen. Hier, wo niemand ihre Geschichte wußte, konnte sie ja im Frieden leben, und hier hatte sie lange Jahre gewirtschaftet. Der Sommer und der Herbst schwand dahin und der November kam mit seinen kurzen traurigen Tagen. Ich war jetzt vollkommen heimisch in dem Hause, welches trotz seiner altertümlichen Einrichtung bequem und angenehm war. Frau Dasse hatte mich lieb gewonnen und ließ mir bald den Vortzug zuteil werden, in ihrem im ersten Stock gelegenen Privatzimmer den Tee in ihrer Gesellschaft einzunehmen. Das Zimmer barg einen Wandschrank, in dem alle mögliche ausgesprochen war, Gewürze und Spezereien, alles chinesisches Porzellan und neben diesen Kostbarkeiten wieder Flechwasser, Pulver, um Motten zu vertreiben, und ein Rattengift, welches, wie mir Frau Dasse erzählte, von so furchtbarer Wirkung war, daß wenn eine Ratte davon genossen hatte, so-gar auch alle die andern flohen und nie mehr zurückkehrten. Es hatte mit dem bekannten roten Paprikapfeffer Ähnlichkeit, von dem auch eine Dose in dem Schrank vorhanden war. Das alles zeigte mir Frau Dasse gelegentlich und ich empfand dies als besonderen Beweis ihres Vertrauens.

An einem dunklen, wolkigen Tage, wie sie gewöhnlich um Martini sind, sah ich am Küchensenster und nähte. Frau Dasse saß oben in ihrer eigenen Stube und machte ihre Rechnungen in Ordnung, denn es war Montagsnachmittag. Da hörte ich Hufschlag vor dem Hause, und als ich hinausblähte, nahen sich zwei Reiter, ein feiner Herr, in Begleitung eines Dieners. Sie sahen aus, als wenn sie weit gereist wären und auszuruhen beabsichtigten.

Als der Herr vom Pferde stieg, bemerkte ich, daß er ein häßlicher, wohlgenährter Mann von ungefähr 35 Jahren war. Er hatte ein sehr mildes und gutmütiges Gesicht, und sah aus, als ob er mit der ganzen Welt wohl zurecht käme. Er kam zur Türe herein, als ob er hier vollkommen zu Hause sei, und fragte mich freundlich und höflich, ob Madame Dasse hier wohne, und ob er und sein Bedienter ein Mittagessen haben könnten. Die erste Frage antwortete er in einem gedämpften Tone, die andere hingegen sehr laut, und bevor ich antworten konnte, kam Frau Dasse herunter. Nach der Art und Weise zu urteilen, mit welcher sie ihn betrachtete, war er ihr gänzlich fremd. Es kam mir vor, wie wenn der Fremde sie zuerst aufmerksam anblickte, und als er mit sich selbst ins Reine gekommen zu sein schien, wiederholte er seine Frage nach dem Mittagessen und fügte hinzu, daß er in der Gegend unbekannt sei, aber so vieles Gute von dem goldenen Löwen gehört habe, daß er Lust bekommen, hier einzukommen.

Ich hatte nie gesehen, daß Frau Dasse einen Gast mit soviel Ehrerbietung und Zuberkommenheit empfangen hatte. Sie verneigend, führte sie ihn in die Gaststube, rief den Stallknecht und betahl ihm, dem Diener bei den Pferden zu helfen, erkundigte sich, was der Herr zu speisen wünsche, und machte sich dann selbst daran, das Essen zuzurichten.

Mein erster Gedanke war, sie habe entdeckt, daß er diese oder jene vornehme Person sei, die inognito reise, und ich erwartete fast, daß sie es mir mitteilen würde, denn sie pflegte sonst, wenn wir allein waren,

vertraulich zu werden, aber diesmal ging sie hinaus und machte die Mahlzeit zurecht, ohne ein Wort zu sagen, und mit einem wunderbar starren Ausdruck im Gesicht, den ich nicht verstand, der aber bewirkte, daß ich sie nicht anzureden wagte.

Ich legte meine Arbeit weg und stand auf, um die Kalsuppe zu kochen, eines von den Gerichten, wegen welcher das Haus berühmt war, und mit dessen Zubereitung man mich zu meiner großen Freude in der letzten Zeit betraut hatte. Aber heute sollte ich die Erlaubnis nicht haben.

„Mein Marie“, sagte Frau Dasse, „bleibe du nur bei deiner Arbeit; was du nährst, ist pressant, die Suppe will ich schon selber machen.“

Ich fing wieder an zu nähen und wunderte mich, wer der Herr wohl sein könne, und was es denn mit der Wirtin sei. Als ich zufällig ausblähte, gewahrte ich, daß sie nicht mehr in der Küche, sondern in ihre Stube hinaufgegangen war. Einen Augenblick darauf kam sie mit einer Dose zurück, deren Inhalt sie in die Suppe schüttete und dann das Papier ins Feuer warf.

„Das ist der rote Pfeffer, der wird der Suppe einen guten Geschmack geben“, sagte sie, indem sie einen Löffel voll davon nahm und tat, als wenn sie davon kostete; aber sie kostete die Suppe nicht. Ich fuhr noch ein paar Minuten fort zu nähen, obgleich es mir fast über den Rücken lief. Dann sprang ich auf und stieß den Suppenteller um. Ich werde es nie erklären können, was mich zu dieser Tat antrieb, aber ich hatte ein Gefühl, als wenn es mir jemand befohlen hätte, und ohne einen anderen Gedanken, als daß es geschehen müsse, lief ich hin zum Feuerherd und gab dem Kessel einen Stoß, daß er umstürzte. Erst als ich die Suppe auf der Herdplatte siedend hörte, fiel es mir ein, an den Zorn der Frau Dasse zu denken. Ich kam außer mir, stieß einen wilden Schrei aus, und rannte nach der Gaststube.

Das Mädchen, dessen ich mich erinnern kann, ist, daß ich mich hinter dem fremden Herrn verbarg, der aufgestanden war und in der Türe stand, als Frau Dasse mit zwei Messern, die im Fensterrahmen gelegen, gegen dieselbe herankam.

„Ah, kammern Sie sich doch nicht um die Suppe“, sagte er, der gleich begriff, was ich getan hatte. „Sie dürfen dem Mädchen nicht zürnen“, wandte er sich zu Frau Dasse, „ich bin überzeugt, sie konnte nichts dafür. Ich kann sehr gut Mittag halten ohne Kalsuppe. Sie kennen mich nicht, Frau Dasse“, fuhr er fort, indem er sich der Stelle, wo sie noch stand und mich mit einem unverföhnlichen Blick betrachtete, um einen Schritt näherte.

„Kenne Sie nicht?“ erwiderte sie mit einem sonderbaren Hohn, und es kam mir vor, als wenn sie prüfte, welches der Messer das schärfste sei.

„Gut“, versetzte der Gast, „Sie wissen vielleicht, daß ich Eduard von Eberstein bin; aber Sie wissen nicht, daß ich Ihre Tochter geheiratet und als Baronesse in mein Haus geführt habe. Ich hatte nie einen Augenblick daran gedacht, gegen Ihr Kind als ein Glieder zu handeln; wir wurden getraut, aber so lange mein Vater lebte, mußte die Ehe geheimgehalten werden, wozu Sie, das wußten wir, sich nie verstanden. Nun bin ich heute gekommen, um Sie zu überraschen und Sie zu bitten, mit nach unserem Hause zu kommen und uns Ihren Segen zu geben. Aber, um Gotteswillen, Madame, was ist Ihnen? Lassen Sie sich!“

Die Wirtin hatte sich ohnmächtig gegen die Wand gelehnt, ihre zusammengedrückten Lippen waren kreideweiß und ihre Augen ganz starr. Der Fremde und ich und mehrere Dienstmädchen, welche durch meinen Schrei herbeigerufen waren, eilten ihr zu Hilfe. Aber mit einer verzeihlichen Anstrengung rief sie alle von sich und eilte die Treppe hinauf nach ihrer Stube, wo wir sie die Türe hinter sich abschließen hörten.

Das ganze Haus befand sich jetzt in der größten Angst und Unruhe, da alle Mägde darüber einig waren, daß Frau Dasse ein Gespenst gesehen hätte.

Was Baron von Eberstein darüber dachte, weiß ich nicht. Er richtete keine Fragen an mich und schien keinen Verdacht wegen der Suppe zu haben. Er hinterließ einen Brief an Frau Dasse und reiste kurz vor Sonnenuntergang mit seinem Diener ab. Allmählich machten wir uns alle wieder an unsere Arbeit, denn die gewohnte Hausordnung durfte nicht unterbrochen werden. Nach einer Weile wurde ich zu Frau Dasse aufs Zimmer befohlen.

Als ich in die Stube eintrat, sah sie an ihrem Pult und benahm sich wie sonst, nur hatte sie ein leichenblaßes Gesicht.

„Marie“, sagte sie, „du bist ein gutes Mädchen. Nimm aus Dankbarkeit für meinen Dienst dies an.“ — dabei reichte sie mir eine ansehnliche Summe Geldes — „und reise nach Dasse. Ich werde schon dafür sorgen, daß es dir nicht zur Last gelegt wird, daß wir uns so plötzlich trennen.“

Ich ging, ohne das Geschenk anzunehmen. Denn auch ich hatte meinen Stolz für mich. Meine Eltern machten große Augen, ihre Verwunderung stieg, als ich ihnen den Grund meiner Heimkehr erzählte. Erst sagte mir mein Vater, daß ich ein braves Mädchen sei, dann ermahnte er mich, nicht stolz zu sein auf das, was ich ausgerichtet, denn es sei ja alles das Werk der Vorsehung. Miriangs wollte er, daß über der Angelegenheit der Schiefer tiefsten Geheimnisses gebreitet bleibe. Schließlich konnte er aber doch Herrn Soeren wenigstens nicht den Grund meines Austritts aus der Stellung, in welche jener mich empfohlen hatte, verbergen, schon deshalb nicht, damit irgend ein Verdacht auf mich fälle. Was Herr Soeren dazu sagte, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß er sich vergnügt die Hände rief und mir auf die Schulter klopfte.

„Du bist bei Gott ein gutes Mädchen“, sagte er, „und wenn Heinrich nicht der Sache ein Ende machen will, so werde ich wohl selbst für ihn treten müssen.“

Jetzt habe ich nicht mehr viel zu erzählen. Meine Verlobung mit Heinrich gab den Leuten eine gute Weile zu reden. Zehn Jahre später starb Frau Dasse und hinterließ ihr ganzes Vermögen in zwei gleichen Teilen der Baronin von Eberstein, ihrer Tochter, und mir.

Sie war nur einmal in dem Hause ihres Schwiegersohnes gewesen, und damals wollte sie dort weder essen noch trinken, noch schlafen, sondern nur ihre Tochter und ihren Enkel sehen. Dann eilte sie wieder zurück nach dem Goldenen Löwen.

Sie nahm nie wieder ein junges Mädchen zu sich ins Haus. Wie sie dem Gesinde meine Abreise erklärte, erfuhr ich nicht, aber unter den Mägden war der Glaube verbreitet, daß ich weggenommen sei wegen eines Gespenstes, das durch den Schornstein heruntergefahren sei und Frau Dasse so erschreckt habe, daß sie beinahe von Sinnen gekommen wäre. Man erzählte indessen noch etwas, was ich zu glauben geneigt bin, nämlich, daß es der Wirtin zum Goldenen Löwen seit jener Zeit ein Grauel gewesen sei, Kalsuppe zu machen oder roten Pfeffer zu sehen.